

EINE FESTGABE AN EINEN SPRACHFREUND

Sprachnormen in der Diskussion
Beiträge vorgelegt von Sprachfreunden.
– Berlin/New York: de Gruyter,
1986. DM 28,–

Auf alterungsbeständigem Papier (!)
äußern sich sieben erklärte Sprach-
freunde in einer Festgabe an Günther
Drosdowski zu Fragen der sprachli-
chen Norm. Sie verdienen sich dabei
insgesamt Anerkennung in zweifacher
Hinsicht: einmal, weil sie sich als

Sprachwissenschaftler der in Fachkrei-
sen ungeliebten Normdiskussion stel-
len, dann, weil sie der Versuchung
widerstehen, sich den billigen Beifall
jener zu sichern, die immer und überall
den Verfall unserer Sprache zu erken-
nen glauben.

Im einzelnen: Helmut Henne (»Lite-
ratursprache – Normen wider die
Norm«) diskutiert ausgehend von Arno
Schmidts Schwierigkeiten mit norm-
versessenen Lektoren die Spannung
zwischen Ausdruckswillen und Norm.
Er schränkt das Problem freilich ganz
ein auf die literarische Textproduktion.
Quod licet Jovi...

Hans-Martin Gauger nimmt in ähnli-
cher Weise seinem Thema die Brisanz:
»Schreib wie du redest!« Schon die
Nennung einer solchen Maxime muß
sprachkritische Oberlehrer der Nation
erzittern lassen. Aber Gauger bleibt

akademisch entrückt und ermutigt
ganz bestimmt keine frechen Experi-
mente.

Inger Rosengren (»Ironie als sprach-
liche Handlung«) nimmt sich sehr
ernst der Ironie an und diskutiert dabei
eine Reihe – fachintern – recht interes-
santer Fragen der Form und der Moda-
litäten sprachlichen Handelns. Irritie-
rend wirkt dabei, daß sie Ironie nicht
als eine Charakteristik solcher Hand-
lungen auffaßt, sondern selbst als ein
Handeln versteht. Sie verfährt so in
Analogie zu ihrer Analyse des Lügens
und erkennt dabei, daß Lügen gerade
kein Sprechakt neben anderen ist. Als
Aufklärung über das »Machen von Iro-
nie« bleibt ihr Beitrag dennoch lesens-
wert.

Unter sprachtheoretischem Ge-
sichtspunkt besonders anspruchsvoll
ist der Beitrag von Herbert-Ernst Wie-
gand: »Von der Normativität deskripti-
ver Wörterbücher. Zugleich ein Ver-
such zur Unterscheidung von Normen
und Regeln.« Ob es ihm freilich ge-
lingt, die Klärung herbeizuführen, die
er erreichen will, darf zumindest in
Frage gestellt werden. Seine Überle-
gungen sind sicher anregend, sie ris-
kieren aber, Leser, die mit der Proble-
matik nicht vertraut sind, mehr zu ver-
wirren, als aufzuklären. Das um so
mehr, als Wiegands forsche Thesen
nicht verbergen können, daß die Argu-
mentation nicht immer überzeugend
ist: Man sieht nicht recht, inwiefern
Regeln, die immerhin gelten können
sollen und Gegenstand von Verstößen
sein können, etwas wesentlich anderes
sein sollen als die verpönten Normen.

Heinz Rupps Beitrag (»Über die Not-
wendigkeit von und das Unbehagen an
Stilbüchern«) setzt sich in einer für
wissenschaftliche Publikationen er-
freulich persönlichen Weise mit R.
Schneiders Buch »Deutsch für Profis«
auseinander. Die Form eines offenen
Briefs erscheint dabei durchaus sach-
lich angemessen. Man muß freilich be-
fürchten, daß Rupps offenes und ent-
scheidendes Urteil im Rahmen dieses
Buches nicht ganz das Publikum errei-
chen wird, das es erreichen sollte.

Harald Weinrich erarbeitet in seinem
Beitrag (»Klammersprache Deutsch«)
eine Hierarchie von Klammerstruktu-
ren im Deutschen. Er geht dabei in sei-
ner Analyse scheinbar ganz beschrei-
bend vor und äußert sich mit keiner
Silbe zu etwa damit verbundenen
Normfragen. Erst genaueres Hinsehen
offenbart, daß er durch die Weise sei-
nes Vorgehens eine durch und durch
normative Haltung demonstriert: In-
dem er die deutsche Sprache als in
bestimmter Weise verfaßt beschreibt,
läßt er sich auf eine Diskussion sprach-
licher Normen gar nicht erst ein. Die
»Beschreibung«, oft als ein Verzicht

auf Normierung verstanden, erweist sich dabei nicht nur in ihrer Wirkung als normativ. Sie wird nämlich nicht auf empirische Daten gestützt, was sie erst wirklich zur Beschreibung machen würde, sondern sie konstituiert selbst ihren Gegenstand als den bestimmten, den sie aufzufinden scheint.

Weinrichs Analysenmethode ist darin sicher nicht außergewöhnlich, eher schon linguistischer Alltag, weshalb der Hinweis auf ihren normativen Charakter auch nur exemplarisch gemeint ist. Aber wo Sprachnormen zur Diskussion gestellt werden, erscheint auch ein solcher exemplarischer Hinweis angebracht.

In seinem Beitrag »Satzverknüpfung als Problem der Textkonstitution in der Schule« befaßt sich Horst Sitta, wie er sagt, mit »besorgniserregenden Mängeln in unserer Schreibkultur«, und hat dabei ernsthafte Probleme bei der Textkonstitution im Blick und nicht etwa, wie das so häufig geschieht, nur mehr oder weniger lächerliche Schwierigkeiten mit hochsprachlichen Normen. Er stellt dabei dann die gewagte – und eben deshalb interessante – These auf, daß Fügungen wie *Durch das Fehlen eines eindeutigen Kriteriums bleibt es unumgänglich, sich auf Informantenbefragungen zu stützen* keine »einfachen Sprachfehler« darstellen, sondern den Verdacht auf mangelnde Beherrschung einer »Denkkategorie« rechtfertigen.

Daß er diesen Verdacht alsbald mit dem Hinweis relativiert, daß »aus der Nichtverwendung einer differenzierten Kategorie in einem Text nicht auf Mängel in der Kompetenz des Schreibenden zurückgeschlossen werden können«, muß dabei nicht als Unsicherheit aufgefaßt werden. Eher spricht es dafür, daß Sitta seine These aus einem angemessenen Problembewußtsein heraus vorbringt.

Bruno Strecker